

in Kooperation mit der *Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte* der ÖAW

erschienen in: Csáky, Moritz/Stachel, Peter (Hg.): *Speicher des Gedächtnisses. Bibliotheken, Museen, Archive 1: Absage an und Wiederherstellung von Vergangenheit – Kompensation von Geschichtsverlust*. Wien: *Passagen 2000 (Passagen Orte des Gedächtnisses)*, pp. 23-39.

1 Schulin, Ernst: *Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1979, p. 225.

2 Assmann, Aleida: *Zeit und Tradition. Kulturelle Strategien der Dauer*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 1999, p. 69.

Vielleicht ist es ungewöhnlich, einleitend zu dem Thema »Speicher des Gedächtnisses« nicht unmittelbar über Probleme der Aneignung, der Rekonstruktion von Vergangenen zu sprechen oder über die Gefahren des Traditionsverlustes, sondern über die Absage an die Vergangenheit; ein Stichwort, das dann in Spannung gesetzt wird durch die Frage nach der Wiederherstellung von (abgesagter) Vergangenheit.

Das ist aber wohl der richtige Anfang. Als naheliegenden, so zu sagen allgemeinmenschlichen Vergleich braucht man sich nur vor Augen zu führen: Was geschieht nach dem Tod eines Menschen? Man muss aufräumen. Alle Sachen von ihm sind ja noch da, und vorausgesetzt, es handelt sich nicht um den Ausnahmefall eines sehr berühmten Menschen, ist eben viel zu viel Benutztes und Gesammeltes von ihm übrig. Man verkauft, verschenkt, bringt es zur Müllabfuhr. Man muss sich von diesem Allzuvielen befreien, Freiraum für neue Lebensluft schaffen. Würde man es nicht weg räumen, würde es viel zu viel Platz beanspruchen, verstauben und vermodern; denn nur wenig kann man weiterverwenden oder will man aufheben: wegen seines Kunst- oder Erinnerungswertes. Man kann unmöglich alles andere ordnen und regelmäßig pflegen.

Das ist Absage an die Vergangenheit. Erst später bemerkt man Verluste, erkennt man, dass man wohl zu viel weg geworfen hat, und versucht zurückzugewinnen, wiederherzustellen. Erst wenn zu wenig übrig geblieben ist, wenn die Überreste zu verschwinden drohen – so möchte ich nun allgemein über räumliche, bildliche und schriftliche Gegenwart der Vergangenheit sagen –, setzt die Traditionspflege ein. Denn was sieht man von einer Vergangenheit, um die sich keine Tradition bemüht? Verfall oder gar nichts mehr. Die Vorstellung der Ruine ist dafür noch zu schön, zu romantisch besetzt; es gibt ja längst die gepflegte, in schöner Naturumgebung liegende antike Tempel- oder mittelalterliche Burgruine. Aussagestärker ist etwa der Gegensatz zwischen den für die touristische Besichtigung kostspielig gepflegten Räumen eines Schlosses – neu vergoldet, die Wände und Sessel mit neuer Seidenbespannung versehen – zu den nicht zugänglichen Räumen desselben Schlosses mit Unrat und Gerümpel der Vergangenheit, wurmzerfressen und vermodert: Da erscheint die Vergangenheit gespenstisch, Schrecken erregend und widerwärtig. An ganzen Häuserreihen in den Städten der DDR konnte man das vor 1990 sehen. Auch in den USA mit ihrer meist nicht so alten Vergangenheit kann man den Gegensatz erleben zwischen den gepflegten, frisch gestrichenen Häusern des Kolonialstils und, etwa im Zentrum von Buffalo, den verlassenen, verfallenden, manchmal halbverbrannten Wohnhäusern und zugemauerten Supermärkten.

Absage an die Vergangenheit meint aber mehr als nur ihr Verfallen- und Verschwindenlassen. Es meint bewusstes Abbrechen der Tradition durch Zerstörungen von Bauwerken, Kunstwerken und Schriften. Große historische Beispiele sind etwa die Abschaffung der antiken Religion und Kultur seit der Einführung des Christentums als Staatsreligion. Am Schicksal der Tempel und Kaiserpaläste in Rom lässt sich das ablesen, am jahrhundertelangen Verfallsprozess dieser sehr zähen Bauten; man erkennt aber auch die (immer partiellen) Wiederherstellungen nach Neubewertungen der antiken Kunst und Geschichte. Ein anderes Beispiel sind die Traditions-, Kult- und Kunsterstörungen in der Reformationszeit, etwa in den Niederlanden und in England.

Ich möchte genauer den Blick darauf richten, wie stark solche Absagen mit verändertem Geschichts- und Traditionsbewusstsein zusammenhängen. Schon immer habe ich, deutlicher als andere Historiker, für die Entwicklung des Geschichtsdenkens die Zerstörung von Tradition, die Traditionskritik betont; ich habe zu zeigen versucht, dass quellenkritische Geschichtsforschung in ihrer Widerlegung der bisherigen Auffassungen zugleich traditionskritisch ist; dass also die moderne Geschichtswissenschaft ein Kind der Aufklärung ist, nicht erst der Romantik und Restaurationszeit. Sie ist die »Feindin der – bestehenden, herrschenden – Tradition. Sie ist geschaffen worden, um die religiösen, staatlichen und sozialen Überlieferungen kritisch zu prüfen und in ihrer historischen Relativität zu erkennen«.¹ Diese kritische Tätigkeit hat schon im Humanismus des 15. und 16. Jahrhunderts begonnen. Seither ist die westliche Kultur geradezu durch eine »Tradition der Traditionskritik« geprägt, wie Aleida Assmann kürzlich formuliert hat.² In der Reformationszeit kann man vorherrschend von Absagen an die kirchliche Vergangenheit sprechen, im 17. Jahrhundert von solchen an die bildungsmäßig-ästhetische Tradition und

3 Zit. n. Gooch, G.P.: Geschichte und Geschichtsschreiber im 19. Jahrhundert. Frankfurt/M.: Fischer 1964, p. 174.

4 Walther, Gerrit: Adel und Antike. Zur politischen Bedeutung gelehrter Kultur für die Führungselite der Frühen Neuzeit. In: Historische Zeitschrift 266 (1998), pp. 359-385.

5 Haskell, Francis: Die Geschichte und ihre Bilder. München: Beck 1995, p. 256.

6 Ibid., p. 258.

7 Die Zitate ibid., p. 262.

ihre Vorbildfunktion, im 18. Jahrhundert dann schließlich an das in jahrhundertelanger Geschichte gewordene politisch-gesellschaftliche Gefüge. Diese kritischen Zerstörungen sind aber immer und sogar zunehmend verbunden mit dem, was ich »Rekonstruktionsversuche« nenne. Sie veranlassen Wiederherstellungen: durch Speicherung in Archiven, Bibliotheken und Zugänglichmachung in neuen Editionen, durch Geschichtsschreibung und durch Wieder-Verschauulichung in künstlerischen, publikumswirksamen Formen.

Am plastischsten lassen sich Formen der Absage und Wiederherstellung am Beispiel der Französischen Revolution zeigen, dieser gewaltigen politischen Bewegung mit ihrem Drang nach totaler Zerstörung und Erneuerung. Deshalb sei auf dieses Beispiel mit seinen (zum Teil gegenläufigen) Folgewirkungen genauer eingegangen.

Die Französische Revolution, einschließlich Napoleons, war große Geschichte, ein großes, sofort als weltgeschichtlich empfundenes Ereignis, ein entscheidender neuer Schritt, »Fortschritt« in der Weltgeschichte. Aber dieser Schritt geschah als radikaler Bruch mit der bisherigen Geschichte, mit der Tradition, mit dem Ancien Régime. Dieser Bruch, der Versuch der Vernichtung der Vergangenheit zeigt sich etwa darin, dass die Nationalversammlung die öffentliche Verbrennung von Feudalarchiven der französischen Adelsfamilien auf der Place Vendôme befahl. Condorcet hielt dazu eine Rede: »Heute verbrennt die Vernunft diese zahllosen Bände, die von der Eitelkeit einer Kaste zeugen. Andere sind noch in öffentlichen und privaten Bibliotheken. Sie müssen alle vernichtet werden.«³

Die Abschaffung des Adels bedeutete auch das Ende der besonderen aristokratischen Geschichtspflege durch Bibliotheken, Kunst- und Münzsammlungen, deren Bedeutung kürzlich Gerrit Walther herausgearbeitet hat.⁴ Und die Verstaatlichung des Kirchenbesitzes sowie die Schließung der Klöster mit der Zerstörung oder dem Verkauf von Kunstwerken, Bibliotheken und sonstigen Kostbarkeiten bedeutete das Ende der großen historischen Editions- und Forschungsarbeiten durch die Orden (besonders die Benediktiner). Auch die gelehrte Tätigkeit in den königlichen Akademien hörte auf. »Das letzte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts«, urteilt Francis Haskell, der diesen ungewöhnlichen Vorgang besonders eindrucksvoll dargestellt hat, »hatte die systematischste Kampagne erlebt, die jemals ein Land des modernen Europa unternommen hatte, um seine Vergangenheit auszulöschen: die Namen seiner Provinzen und Straßen, ja selbst den Kalender und (natürlich) auch viele seiner wichtigsten Monumente.«⁵ Die vielen Standbilder der Könige wurden heruntergerissen, den Figuren an den Portalen von Nötre Dame in Paris und anderen Kirchen wurden die Köpfe abgeschlagen, weil man sie für die ersten Könige von Frankreich hielt (das war ein verhängnisvoller Zuschreibungsfehler früherer französischer Historiker).

In der Schreckenszeit nach der Hinrichtung des Königs fand die Öffnung und Verwüstung der Königsgräber in der Abtei St. Denis statt (teilweise seit dem 7., lückenlos seit dem 10. Jahrhundert waren sie dort begraben worden). In drei Tagen und Nächten des Augusts 1793 wurden 51 Gräber zerstört, wurde also, wie ein Mönch kommentierte, das Werk von 12 Jahrhunderten vernichtet.⁶ Dann brachte man Wagenladungen voll zertrümmerter Grabmäler in den Konvent der Petits Augustins. In diesem Kloster war kurz vorher ein großes Depot kirchlicher Kunstwerke angelegt worden. Sie wurden dort von Alexandre Lenoir inventarisiert, in Abwehr des Vandalismus und in der Hoffnung, sie als Werke der schönen Künste bewahren zu können. Während im Louvre, im neuen *Musée Central des Arts*, Kunstwerke gesammelt wurden, suchte er die zertrümmerten Bildwerke wieder zusammzusetzen (oft zu schnell und falsch), zu restaurieren und zu ergänzen. Im September 1795 durfte er das Kloster als *Musée des Monuments Français* der Öffentlichkeit zugänglich machen. Die Begründung dafür war bei diesem konterrevolutionären Material nicht ganz einfach. Der Abbé Grégoire hatte etwas scheinheilig die These vertreten, durch die Erhaltung der Monumente würden die Tyrannen »gleichsam auf ewig an den Pranger gestellt«. Lenoir argumentierte anders: »Ich bitte euch, mir zu glauben, Bürger«, schrieb er in einem Einzelfall, »daß es keineswegs im Gedenken an Franz I. geschieht, wenn ich darum ersuche, das hier in Rede stehende Monument wiederherstellen zu dürfen; ich vergesse seine Sitten mit seiner Asche. Es geht mir allein um die Förderung der Künste und der Bildung.« Kunst und große, traditionelle Geschichte sollten also getrennt werden; Geschichte sollte nur als Kulturgeschichte, etwa der Kleidermoden, von Interesse sein. (»Ich hoffe, diese Zusammenstellung wird den Künstlern von Nutzen sein, wenn sie Kleidung darstellen wollen, die sie ansonsten nirgendwo finden können.«)⁷

Hier konnte also die Historienmalerei des 19. Jahrhunderts ihren Anfang nehmen und tat es auch. Der Haupteindruck für die Besucher des Museums war aber ein anderer: ein romantischer.

8 Ibid., p. 268 u. p. 271.

9 Michelet, Jules: *Ma jeunesse*. Paris: Flammarion 1929, p. 65. Nach der Übers. in Haskell 1995, p. 273.

10 Nora, Pierre: *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*. Berlin: Fischer 1990, pp. 74-84.

Der düstere Schauer der mittelalterlichen Geschichte wehte sie an, konzentrierter als wenn die Werke verteilt an ihren Ursprungsorten geblieben wären. Chateaubriand kritisierte zwar, dass sie »auf kleinem Raum zusammengedrängt, nach Jahrhunderten unterteilt, ihrer harmonischen Beziehung zum ... christlichen Gottesdienst beraubt« seien, aber tatsächlich veranschaulichten sie den Gesamtverlauf der französischen Geschichte intensiver als sonst etwas, – sie stellten ihn so zu sagen wieder her. Guizot hat darum Lenoir den »Begründer der historischen Forschung« genannt.⁸ Am stärksten ist Michelet von diesem Museum geprägt worden. Er schrieb darüber:

Ich erinnere mich noch an das Gefühl – es war stets dasselbe und stets sehr lebhaft –, das mein Herz höher schlagen ließ, wenn ich als kleiner Junge diese dunklen Gewölbe betrat und diese bleichen Gesichter betrachtete; wenn ich neugierig suchend und ängstlich zugleich von Saal zu Saal, von Zeitalter zu Zeitalter lief. Was suchte ich? Ich weiß es nicht. Das Leben ohne Zweifel, und den Geist der Zeiten. Ich war mir gar nicht so sicher, daß sie wirklich tot seien, all diese marmornen Schlafenden die da auf ihren Tumben ausgestreckt lagen; und wenn ich von den prachtvollen, aus glänzendem Alabaster gefertigten Monumenten des 16. Jahrhunderts in den niedrigen Raum der Merowinger trat, in dem sich das Dagobertkreuz befand, war ich mir gar nicht sicher, ob nicht Childerich und Fredegunde sich von ihrer Lagerstatt erheben würden.⁹

Dieses Museum aus der Revolutionszeit wurde 1816 aufgelöst, die Könige kamen nach St. Denis zurück, andere Kunstwerke in den Louvre. Mit neuen, umfangreicheren Sammlungen fand es aber ab 1844 Nachfolge in dem ebenfalls in einem ehemaligen, viel größeren Kloster untergebrachten *Musée de Cluny*; dort wurden die historischen Objekte aufwendig mit viel neugotischem Beiwerk und neuer Historienmalerei in Szene gesetzt. Denn das staatliche Vergangenheitsinteresse hatte sich ab 1815 mit der Restauration, mit der Rückkehr der Bourbonen grundlegend verändert und verstärkt.

Das zeigt sich v.a. an der sorgfältigen Behandlung der schriftlichen historischen Quellen. Auch hier hatte aber die Revolutionszeit nicht nur zerstört, sondern schon konserviert. Das 1795 gegründete *Institut de France*, der neue Mittelpunkt für die Vereinheitlichung von Wissenschaften und Künsten, nahm sich (wenn auch nicht eben zentral) der Weiterführung bisheriger Editions- und Forschungsarbeiten an. Die Vernichtungsaktionen von historischen Dokumenten war 1794 gestoppt worden; es wurde befohlen, alle Dokumente zu sammeln und in den Hauptstädten der Departements zu verwahren. 1804 wurde Daunou, ein ehemaliger konstitutioneller Priester, zum erfolgreichen Leiter der Staatsarchive ernannt.

In der Restaurationszeit wurde diese Wiederherstellungsarbeit zentral. Was früher die Benediktiner besorgt hatten, die große Quellensammlung *Gallia christiana* und die der französischen Chroniken, übernahm 1816 die *Académie des inscriptions et des belles lettres*. Hinzugenommen wurden die Chroniken der Kreuzzugshistoriker. 1821 wurde die *Ecole nationale des chartes* gegründet, als Berufsschule für Bibliothekare und Urkundenforscher. Anfangs wurde diese Schule von der öffentlichen Meinung sehr skeptisch als Instrument antiquarischer feudalistischer Bestrebungen betrachtet. Tatsächlich wurde es eine wichtige hilfswissenschaftliche methodische Ausbildungsstätte. Beides, die Quellenedition und die *Ecole des chartes*, waren anregend für die deutsche Unternehmung der *Monumenta Germaniae historica*. Und 1854 wurde das *Institut für österreichische Geschichtsforschung* wesentlich nach dem Muster der *Ecole* aufgebaut.

Aber bleiben wir für die verschiedenen Formen der Wiederherstellung bei Frankreich. Die Verbindung der historischen Hilfswissenschaften mit der Universitätslehre war hier geringer. Die deutschen *Monumenta* waren bald philologisch-kritisch fortschrittlicher und arbeiteten zügiger und unter einheitlicherer nationaler Teilnahme. In Frankreich fand nationale Teilnahme stärker bei etwas anderem statt: bei großangelegten privaten Editionsunternehmungen. Da geht es nicht um die Aufzeichnung großer politischer Geschichte, sondern um die Veröffentlichung der ganzen Masse der französischen mittelalterlichen und neuzeitlichen Memoiren. Pierre Nora hat darauf neu hingewiesen und von dem besonderen Gewicht der Memoiren-Tradition im französischen Kollektivgedächtnis gesprochen.¹⁰ Dieses Gedächtnis ist wohl eher und mehr durch diese Memoiren als durch die gleichzeitige romantische und liberale Geschichtsschreibung ausgebildet worden.

Petitot gab zwischen 1819 und 1840 die *Collection complète des Mémoires relatifs à l'histoire de France* heraus, mit Anmerkungen und Erläuterungen, in zwei Reihen mit zusammen 131 Bänden von Philippe-Auguste bis 1763, in mehreren Auflagen. Guizot publizierte 1823-1835 in

11 Zit. *ibid.*, p. 75.

12 *Ibid.*, p. 77.

13 Haskell 1995, p. 301f.

14 Johnson, D.: *Guizot. Aspects of French History 1787-1874*. London: Kegan Paul & Routledge 1963, p. 192; Burckhardt, Jacob: *Ges. Werke*. Hg. v. Werner Kaegi. Bd. 5. Basel, Stuttgart: Schwabe 1973, p. 441.

15 Michelet, Jules: *Geschichte der Französischen Revolution 1*. Wien, Hamburg, Zürich: Gutenberg 1929/30, Vorwort von 1847.

16 Nach der Übersetzung in Geyl, P.: *Die Diskussion ohne Ende*. Darmstadt: WBG 1958, p. 73f.

30 Bänden *Memoiren der Zeit vor Philippe-Auguste*, also bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Es wurde aber durchaus nicht nur das vorrevolutionär interessierte Publikum bedient. 1824-1827 publizierte man die *Memoiren der Revolutionäre*; der Anstoß kam von Verlegern, denn »die neue Generation« sei »begierig, das kennenzulernen«. ¹¹ In zwei Jahrzehnten wurde also mit etwa 500 *Memoirenbänden* das ganze historische Panorama abgedeckt. Die Herausgeber waren meist politisch engagiert, von extremen Monarchisten und Katholiken bis zu Liberalen. Aber alle wollten das Erbe der Geschichte in seiner Vielfalt präsentieren, um dadurch das »Gefühl der Gerechtigkeit und Sympathie« zu stärken, wie es Guizot ausdrückte, um das »latente Kapital der nationalen Gemeinschaft« zurückzuholen, wie Nora formuliert, »das lebendige Gedächtnis eines toten Frankreich mit dem blutigen und ruhmreichen Gedächtnis des zeitgenössischen Frankreichs zu verknüpfen«. ¹²

Andere, öffentliche, staatliche Formen der Wiederherstellung von Vergangenheit im damaligen Frankreich korrespondieren damit: Zwischen 1825 und 1836 wurde langsam Napoleons Triumphbogen fertig gebaut (seine Leiche dann im Dezember 1840 feierlich nach Paris zurückgeholt). Nach der Julirevolution 1830 ordnete der Bürgerkönig Louis Philippe an, dass das Schloss von Versailles in ein riesiges Museum umgewandelt wurde. Es sollte nicht nur Museum oder Gedenkstätte seiner selbst werden, sondern »alle Erinnerungsstücke der nationalen Geschichte« beherbergen; es wurde »nicht unter dem Blickwinkel der Kunst, sondern unter dem der Geschichte« konzipiert. ¹³ Da aber die großen Ereignisse der französischen Geschichte durchaus nicht immer durch Überreste oder schriftliche Dokumente repräsentiert werden konnten, gab man Historienmalerei, also zahlreiche historische Gemälde bei zeitgenössischen Künstlern in Auftrag, mit der Anweisung, genau auf die richtige Kostümierung der Personen zu achten.

Last but not least muss an die in den 1820er Jahren einsetzende große französische Geschichtsschreibung erinnert werden. Ebenso wie die *Memoirenherausgeber* waren die Historiker politisch und methodisch unterschiedlich positioniert; nebeneinander gab es eine romantische und eine politische Richtung, aber beide produzierten hohe Literatur, vielgelesene, die Gesellschaft prägende Bücher. Die vergnügliche *Memoirenlektüre* wurde durch sie zu höheren historischen Ansprüchen gesteigert.

Ich kann nicht näher darauf eingehen, möchte aber darauf hinweisen, dass auch bei den Historikern eine sehr vielseitige Vergangenheit wieder hergestellt wird. Bei den romantischen (Barante, Thierry) durch kontrastreiche Ausmalung gegensätzlicher, sich bekämpfender historischer Schichten, Parteien und Geistesrichtungen; bei den politischen (Thiers, Mignet) durch die zunächst gebotene Zurückhaltung hinsichtlich ihrer liberalen Parteinahme für Revolution und Napoleon; sie hatte nämlich einen objektivierenden Effekt. Chateaubriand nannte das eine »fatalistische« Einstellung, während Guizot seinen Kollegen Thiers einen Schauspieler nannte, der einmal die Monarchie, dann die Revolution, dann das Empire imitierte. (Jacob Burckhardt behauptete ähnlich, Thiers schreibe für drei »Publikümer«.) ¹⁴

Am umfassendsten fühlte sich Michelet in die Geschichte mit all ihren Gegensätzen ein – jedenfalls in die nationale französische Geschichte – und suchte sie wieder zum Leben zu erwecken. Auch und gerade die Revolution, die staatlich noch am wenigsten gewürdigt wurde (vor den 80er Jahren). »Die Revolution ist in uns«, erklärte er, »in unseren Herzen; draußen hat sie kein Denkmal.« ¹⁵ Am Schluss seiner Geschichte Frankreichs formulierte er im Vorwort zur Gesamtausgabe 1869 eines der erstaunlichsten Historikerbekenntnisse:

Mein Leben war in diesem Buch und ging darin ein [...]. Geschichte und Geschichtsschreibung vermengen sich miteinander. Ist das gut? Ist das schlecht? Hier findet ein noch nie beschriebener Prozeß statt, und ich will ihn enthüllen: im Laufe der Zeit formt die Geschichte den Historiker, in viel stärkerem Maße als umgekehrt. Mein Buch hat mich geschaffen. Ich bin sein Geschöpf [...]. So ist denn jetzt mein Leben verstrichen. Ich bereue nichts. Ich bitte um nichts. O worum soll ich bitten, geliebtes Frankreich, mit dem ich gelebt habe, das ich mit solchen Schmerzen verlasse. In welcher Gemeinschaft habe ich mit dir vierzig Jahre lang, zehn Jahrhunderte, gelebt! ¹⁶

Diese Identifizierung ist eine extreme Form von Wiederherstellung der Vergangenheit, ein gewisser Endpunkt des weiten Weges, den wir bei der Absage von 1789 begonnen haben. Wir hätten den Weg auch am Beispiel eines anderen europäischen Landes verfolgen können. Etwa natürlich bei Deutschland, das ja in der Entwicklung der Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert führend war. Hier hätte man noch deutlicher als bei Frankreich von Konstruktion statt

17 Abbildungen des barocken Zustandes der Thomaskirche 1721-1885 in Knick, Bernhard (Hg.): St. Thomas zu Leipzig. Schule und Chor. Wiesbaden: Breitkopf & Härtel 1963, p. 149 u. p. 324.

18 Jaworski, Rudolf: Kollektives Erinnern und nationale Identität. Deutsche und polnische Gedächtniskulturen seit Ende des Zweiten Weltkrieges. In: Kobylińska, Ewa/Lawaty, Andreas (Hg.): erinnern, vergessen, verdrängen. Polnische und deutsche Erfahrungen. Wiesbaden: Harrassowitz 1998, pp. 33-52, hier p. 40.

von Rekonstruktion eines einheitlichen nationalgeschichtlichen Verlaufs sprechen können: einer Konstruktion, die zu einer nationalstaatlichen Einigung führen sollte und ja auch zu der von 1871 beitrug.

Wir müssten auch in anderen Fällen stärker betonen, dass Wiederherstellung von Vergangenheit nicht immer umfassend, sondern in der Regel selektiv und sogar mit der Absage an andere Teile der Vergangenheit verbunden ist. Ich nenne nur zwei Beispiele aus der Rekonstruktion von Architektur: Als sich Griechenland mit philhellenischer europäischer Hilfe von der türkischen Oberherrschaft befreit hatte, sorgte es für die Pflege seiner antiken Bauten und Ruinen aus griechischer und römischer Zeit, daneben auch für die orthodoxen Kirchen und die Kreuzritterburgen, nicht aber für die Bauten aus türkischer Zeit, die immerhin einen Zeitraum von über vier Jahrhunderten umfasste, die man aber vergessen wollte. Auf der Akropolis wurden Moschee und osmanische Palastgebäude sorgfältig entfernt, und nicht nur dort. Das andere Beispiel bezieht sich auf die im 19. Jahrhundert oft getätigte Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes gotischer oder romanischer Kirchen auf Kosten der barocken Ausstattung und Zusatzbauten. Das geschah bspw. in der Leipziger Thomaskirche 1885 und führte dazu, dass seither die Musik des Thomaskantors Bach nicht mehr in »seiner« Kirche gespielt wird, sondern in einem künstlich zurückversetzten und dadurch kahleren Raum.¹⁷

Kennzeichnend ist seit dem späten 19. Jahrhundert noch etwas anderes: die Übermacht an Vergangenheit und der entsprechende Überdruß an Geschichte, die Klagen über die vielen neuen repräsentativen Bauten in historischen Stilen, über die Ausdehnung, Spezialisierung und Sterilität der Geschichtswissenschaft, über die massenhafte Zunahme des Archivmaterials. Es kam zu neuen Absagen an die Vergangenheit. Am bekanntesten wurde Friedrich Nietzsches »unzeitgemäße Betrachtung«: *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben* von 1873. Wenn er auch den teilweisen Nutzen monumentalischer und kritischer (weil die Vergangenheit aburteilender) Geschichtsbetrachtung hervor hob, prangerte er doch v.a. die Lebensfeindlichkeit antiquarischer Historie an und predigte das notwendige Vergessen zur Gesundung und zum Handeln. Er griff eigentlich das an, was man dann »Historismus« nannte.

Gehen wir über zum 20. Jahrhundert, zu seinen neuen Formen von Absage und Wiederherstellung. Tatsächliche Zerstörung und Erinnerungsarbeit könnte man sie nennen. Ich brauche die ungeheuren Zerstörungen historisch gewordener Substanz nur anzudeuten: den Untergang dreier Kaiserreiche im Ersten Weltkrieg; im Zweiten die geplante und weitgehend durchgeführte Tötung ganzer Völker und Volksschichten sowie die Zerstörung historischer Städte; den Zerfall neuer, also nur jahrzehntealter staatlicher Systeme seit 1989. All das sind unabsehbare Verluste an Tradition, an sichtbarer Geschichte, an Vergangenheitswerten. Im Falle Deutschlands (teilweise aber auch anderswo) wird der Verlust noch dadurch verstärkt, dass eine Wiederanknüpfung an die bisherige Geschichte, also an diejenige vor 1945, wegen der Nazi-Schreckenszeit verunmöglicht wird.

Am unmittelbarsten sichtbar ist das an den deutschen Städten, die nach den furchtbaren Kriegszerstörungen meist schnell, aber (jedenfalls zunächst und lange) ohne große Rücksicht auf historische Wiederherstellung neu aufgebaut wurden. In Frankfurt am Main wurde das Goethehaus, von dem nur noch wenige Steine standen, völlig rekonstruiert, aber der Römer nur ganz vereinfacht. Überall (nicht etwa nur in der DDR) wurde nach 1945 noch weit mehr alte Bausubstanz vernichtet als im Kriege selbst. Das Kontrastbeispiel ist Warschau. Auf Luftaufnahmen vom Ende des 2. Weltkrieges kann man sehen, wie total es zerstört worden war, die Altstadt mit Flammenwerfern Haus für Haus. Es war die vollständigste Stadtvernichtung dieses Krieges (was einiges heißen will). Sie geschah ausdrücklich, um eine Wiedererrichtung unmöglich zu machen, um den Polen ihre nationalgeschichtliche Tradition zu vernichten. Ein Pole, der das gesehen hatte und zehn Jahre später wiederkam, muss geglaubt haben zu träumen: Denn die ganze alte Stadt bis zu den Straßen des 18. Jahrhunderts stand Haus für Haus, Kirche für Kirche wieder da. Gleichzeitig mit dem Wiederaufbau der primitivsten Lebensnotwendigkeiten – eigentlich beinahe vorher – leisteten sich die Polen den Luxus (so muss man es doch eigentlich nennen), ihre alte Hauptstadt naturgetreu zu reproduzieren, unter Verfeinerung aller bisherigen Mittel der Restaurationskunst. Eben weil ihre nationale Identität vernichtet werden sollte, sollte ihre äußere räumliche Basis wiedererrichtet werden, sollte also mit der täuschend echt erneuerten Tradition der Beweis ihres Weiterlebens erbracht werden. Man kann diese äußerst genaue Wiederherstellung von Vergangenheit wohl außerdem zu dem rechnen, was Rudolf Jaworski als polnische »Flucht in die Geschichte« – angesichts der schwierigen Gegenwartsprobleme nach 1945 – bezeichnet und der damaligen deutschen »Flucht aus der Geschichte« gegenübergestellt hat.¹⁸

19 Wegner, Bernd: Deutsche Aktenbestände im Moskauer Zentralen Staatsarchiv. Ein Erfahrungsbericht. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 40 (1992), pp. 311-319; Jena, Kai v./Lenz, Wilhelm: Rußland. Die deutschen Bestände im Sonderarchiv in Moskau. In: Der Archivar 45 (1992), pp. 457-468.

20 Nietzsche, Friedrich: Jenseits von Gut und Böse. In: Ders.: Werke in 3 Bden. Bd. 2. München: Hanser 1960, p. 625.

21 Schnur, Roman: Die französischen Juristen im konfessionellen Bürgerkrieg des 16. Jahrhunderts. Berlin: Duncker & Humblot 1962, p. 22ff.

22 Weinrich, Harald: Lethe. Kunst und Kritik des Vergessens. München: Beck 1997, p. 218.

Wie sah es nach dieser katastrophalen Zeit mit der Speicherung von historischen Dokumenten aus? Nebeneinander gab es massenhafte absichtliche Aktenvernichtung und ungewöhnlich schnelle Sicherung und Verfügbarmachung von Aktenmaterial für Wissenschaft und Öffentlichkeit. Das fing schon 1918 an (v.a. die schnelle Veröffentlichung) und wiederholte sich verstärkt nach 1945 und nach 1989. Kurz sei gezeigt, wie merkwürdig sich hier Absage und Wiederherstellung verschränken. Am Ende des zweiten Weltkrieges verschwand unschätzbar viel Aktenmaterial. Ein großer Teil davon wurde aber, wie sich später herausstellte, gar nicht zerstört, sondern nur verheimlicht. Beim Zerfall der Sowjetunion tauchte vieles wieder auf. Am bekanntesten ist das Sonderarchiv in Moskau geworden, das für das gesamte Aktenmaterial errichtet worden war, das die Rote Armee 1944/45 in Deutschland erbeutet hatte. Es handelte sich nicht nur um Material aus der Nazizeit, sondern um viele ältere Archivsammlungen, darunter auch große Mengen französischer Akten aus dem *Quai d'Orsay*, die vorher, 1940, von deutscher Seite geraubt worden waren. Über 40 Jahre wurde das (sogar gegenüber sowjetischen Wissenschaftlern) geheim gehalten, konnte also nicht benutzt werden.¹⁹ Anderes Material ist von den Nazis vernichtet worden und es sollte noch viel mehr vernichtet werden, um Politik und Kriegsführung des Regimes, v.a. aber alle Spuren seiner verbrecherischen Aktionen zu verwischen. Und zusätzlich ist von den weiterlebenden Akteuren, von allen Politik- und Kriegsbeteiligten viel verschwiegen, ja auch verdrängt und wohl wirklich vergessen worden. (Nach dem so brillant schon von Nietzsche formulierten Schema: »Das habe ich getan«, sagt mein Gedächtnis. »Das kann ich nicht getan haben« – sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich – gibt das Gedächtnis nach.«²⁰)

Aus dem gleichen Grunde ist aber eben auch massenhaftes Material 1945 von den Alliierten sofort gerettet worden; es musste – v.a. wegen des verbrecherischen Charakters der NS-Politik – unbedingt aufgehoben und verwertet werden; das geschah zunächst für die Nürnberger Prozesse (und sofort danach wurde es in vielen Bänden gedruckt). Ich muss hier nicht ausführen (denn es ist bekannt genug), welche Bedeutung dieses Material aus einer Vergangenheit, der wir eigentlich total abgesagt haben, bis heute für die Rekonstruktion der damaligen Taten und Untaten hat. Besonders eindringlich ist von jüdischer Seite unablässig nachgeforscht, nachgefragt und aufgedeckt worden; nicht nur wegen des besonders hohen Ausmaßes von Vernichtung jüdischen Lebens, sondern auch wegen der traditionell besonders stark ausgeprägten jüdischen Erinnerungskultur.

Manchem erscheint dieses Nicht-Vergessen-Wollen übersteigert oder jedenfalls ungewöhnlich. Man hat etwa darauf hingewiesen, es habe Ende des 16. Jahrhunderts zum Abschluss der inneren französischen Religionskriege beigetragen, dass eine Amnestie durchgeführt wurde. Die damaligen französischen Juristen sprachen von zwei Arten von Amnestie: *pardon* und *oubliance*. *Pardon*, gegenseitiges Verzeihen, sei nach dem Bürgerkrieg unmöglich, erklärten sie, denn jeder glaube das Recht auf seiner Seite zu haben, und wenn man darüber streiten wolle, fände der Kampf nie ein Ende. Darum sei *oubliance*, Vergessen aller erlittenen Pein, das einzige Hilfsmittel. Keine Erinnerung an den Bürgerkrieg solle bleiben, alle Memoiren solle man ins Freudenfeuer werfen.²¹ Auch in den internationalen Friedensverträgen des 17. und 18. Jahrhunderts wurde ein umfassendes Vergessensgebot für alle schuldhaften Kriegshandlungen üblich. Harald Weinrich, der in seinem Buch *Lethe* auf diese Amnestien hinweist, fügt hinzu:

Die großen Volks- und Weltkriege späterer Zeiten sind nicht mehr von der Art, daß die mit ihnen verbundenen, immer grauenerregenderen Kriegsverbrechen [...] durch verordnetes Vergessen aus dem Gedächtnis der Menschheit getilgt werden könnten. Es ist daher moralisch und historisch konsequent, daß seit den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen [...] alle »Verbrechen gegen die Menschlichkeit«, insbesondere in der Form des Völkermords [...] von jeder Amnestie ausgeschlossen sind und nicht verjähren können.²²

Aus diesem Grunde muss unendlich viel Material gespeichert und durchforscht werden, und das Gleiche gilt (wenn auch Ausmaß und Art der Verbrechen nicht vergleichbar sind) vom Material der ehemaligen DDR, besonders von den kilometerlangen, aufschlussreichen und doch so schwer einzuschätzenden Stasiakten.

Dass wir eine Überfülle an Material, ein Übermaß an Vergangenheit in den Archiven und auch außerhalb von ihnen haben, liegt natürlich nicht nur an diesen üblen, nicht abzulehnenden Erbschaften. Es ist ein allgemeines Problem zunehmender Quellenmassen und zunehmender historischer Fragestellungen. Eigentlich steht diese Überfülle in Spannung zu der Angst vor Zerfall. Darauf muss noch kurz eingegangen werden.

23 Bericht in der Badischen Zeitung v. 07./08.11.1981. Bannasch, Hermann et al.: Kulturgutschutz durch Sicherheitsverfilmung. In: Der Archivar 37 (1984), pp. 179-188; Lodemann, Jürgen: Ein Fall von Dulidu. In: Merian 39 (1986), pp. 68-80. Information des Bundesamtes für Zivilschutz für Besucher des Oberrieder Stollens, Februar 1999.

24 Weinrich 1997, p. 259.

25 Ähnlich Haskell 1995, p. 303.

Um ein extremes Beispiel zu nehmen: Ende der 70er Jahre, noch während des Kalten Krieges, wurde nicht weit von Freiburg in einem ehemaligen Bergwerksstollen bei Oberried planmäßig begonnen, 688 Meter tief unter Granit das »kulturelle Erbe der Nation« atomsicher einzubunkern. Glücklicherweise nicht die Archivalien und Kunstwerke selber, sondern in Form von Millionen Mikrofilmaufnahmen (so genannte »Sicherheitsverfilmung« von »Kulturgut«, die schon 1960 begonnen worden war). Man sucht alle wichtigen Dokumente zu erfassen, die nach einer möglichen Katastrophe Zeugnis über das Leben und Wirken unserer Zivilisation und ihrer Geschichte ablegen sollen. Zunächst hat man Reproduktionen von Kunstwerken der Dringlichkeitsstufe 1 eingebunkert: 250 Millionen Einzelbildaufnahmen von Bauplänen bedeutender Kirchen, von Manuskripten und Erstausgaben von Goethe, Heine oder Thomas Mann, auch mittelalterliche Handschriften, Krönungsurkunden, die *Goldene Bulle* usw. Wer auch immer uns überlebt oder nach uns kommt (vielleicht von einem anderen Stern), er wird, falls er mit den Mikroaufnahmen umgehen kann, mehr von uns erfahren, als wir von früheren Kulturen wissen, und dank der Selektion erfreulicherweise immer nur das Beste. Trotzdem erheben sich bei dieser strahlengeschützt verplombten Vergangenheitssicherung Fragen über Fragen hinsichtlich der Auswahlkriterien: Wessen kulturelles Selbstverständnis wird da in 16fach verschraubten Edelstahl-Containern konserviert?²³

Nun, bisher ist oberhalb dieses Bergwerksstollens noch alles in Ordnung, und so lange leiden wir unter Überfülle und beschränkteren Zerfallsformen. Vom Zerfall sind viele Papiere, v.a. die Durchschläge bedroht. Noch gravierender ist diese Gefahr aber wohl in den Bibliotheken, bei den Büchern aus säurehaltigem Holzschliffpapier, aus dem leider etwa 80% seit Mitte des 19. Jahrhunderts hergestellt wurden, – die älteren sind viel dauerhafter. Der Überfülle von Aktenmaterial sucht man durch Kassationen zu Leibe zu rücken (bei denen man so leicht Bestände vernichtet, die dann für neue, veränderte Fragestellungen fehlen). Umsetzung auf winzige Datenträger mit elektronischer oder fotografischer Speicherung wäre Platz sparend, wenn man dann die originalen Dokumente vernichtete; ich weiß nicht, wie weit man das wagt; vorläufig lässt man sie dann wohl nur leichteren Herzens zerfallen. Und die zusätzlichen Speicherungen vervielfältigen das Informationsvolumen und überfordern den Benutzer. Harald Weinrich, der in seinem *Lethe*-Buch nach dem Sinn des Vergessens fragt, bemerkt dazu, es sei evident,

daß wir in einer überinformierten Gesellschaft leben, in der die eigentliche Lebensklugheit nicht darin besteht, Informationen herbeizuschaffen – das kann heute jedes Kind über Internet –, sondern Informationen abzuweisen – dafür gibt es im Internet noch keine Programme. Denn natürlich ist auch hier wieder eine Kunst des Vergessens gefragt.²⁴

Nach den Fragen der notwendigen Vergangenheitsbewahrung und der Überfülle des Vergangenheitsmaterials sei am Schluss noch auf die Frage der Wiederherstellung von Vergangenheit eingegangen: Ich meine damit nicht die historiografische, sondern beschränke mich auf die durch Museum und Ausstellung, die ja wegen ihrer Bildlichkeit die größere Breitenwirkung hat (wie schon im 19. Jahrhundert).

Greifen wir das Beispiel des *Deutschen Historischen Museums* heraus, das immer noch Projekt, immer noch nicht Realität ist. An ihm lässt sich Sinn und Fragwürdigkeit eines solchen Museumsplanes anschaulich zeigen. Es hat eine ehrwürdige Vorgeschichte: 1846 bei der ersten Germanistentagung (also einer Tagung der an der deutschen historischen Einheit interessierten Juristen, Sprachwissenschaftler und Historiker) wurde schon die Errichtung eines *Central-Antiquariums* für Deutschland vorgeschlagen. Der Name stammte von dem Antiquarium der Münchner Residenz, der großen Sammlung römischer Kaiserbüsten, die Idee sicherlich vom französischen *Musée de Cluny*. Etwas Ähnliches verwirklichte dann 1853 das *Germanische Nationalmuseum* in Nürnberg für das Mittelalter: Es sollte die Geschichte für einen nationalen Staat schaffen, der noch gar nicht existierte.²⁵ Dann existierte er, und als er 1949 in zwei Staaten zerfiel, errichtete der eine, die DDR, ein ihr entsprechend ideologisch ausgerichtetes *Museum für deutsche Geschichte* im Zeughaus von Berlin. In dem anderen, der Bundesrepublik, registrierte und bedauerte man von Anfang an die Geschichtsmüdigkeit, den Verlust des historischen Bewusstseins, die nationale Indifferenz, besonders der Jugend. Hundert Jahre nach der Reichsgründung, 1971, eröffnete man im einsam an der Mauer stehenden, leeren, notdürftig instand gesetzten Berliner Reichstagsgebäude eine Ausstellung, die man vorsichtig *Fragen an die deutsche Geschichte* nannte. Der damalige Regierende Bürgermeister Schütz sprach von der »geschichtlichen Verlassenheit« dieses Ortes.

26 Abdruck der Rede in Stölzl, Christoph (Hg.): Deutsches Historisches Museum. Ideen – Kontroversen – Perspektiven. Frankfurt/M., Berlin: Prpyläen 1988, p. 32.

27 Ibid., p. 388.

28 Nora 1990, p. 13; Paravicini, Werner: Rettung aus dem Archiv? In: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 78 (1998), pp. 11-46, insbes. p. 30ff.

Die Begrünung der Gegend, die Renovierung des Baues sind Freundlichkeiten gegenüber unserer Geschichte und Ausdruck der Achtung vor ihren besseren Seiten wie der Weimarer Republik. Aber geschichtliche Kraft ist da nicht mehr. Nicht zufällig wird überlegt, wie das Reichstagsgebäude in Zukunft verwendet werden soll. Mit anderen Worten: Die Zeit des Deutschen Reiches ist vorbei, das Deutsche Reich ist Historie.²⁶

Den Bundespräsidenten Heinemann störte aber die Geschichtslosigkeit; er wies darauf hin, dass es einen ungehobenen Schatz an Erinnerungen in der deutschen Geschichte gäbe, und meinte damit bessere, freiheitlich-demokratische Erinnerungen, etwa an 1848. In Rastatt gründete er 1974 eine Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte. Noch direkter und viel umfassender wollte man dann – dafür setzte sich nachdrücklich der Bundeskanzler Kohl ein – gegen das Ostberliner Museum ein westliches errichten, oder kennzeichnenderweise sogar zwei: ein Museum für die ganze deutsche Geschichte in Westberlin und eins für die Geschichte der Bundesrepublik in Bonn. Bisher realisiert wurde nur das zweite, das nun eine inzwischen abgeschlossene Geschichtsepoche veranschaulicht. Über das erste diskutierten Politiker, Historiker und Museumsspezialisten seit 1982. Sorgfältig wurden die verschiedenen politischen und konfessionellen Richtungen berücksichtigt, es sollte durchaus pluralistisch und ausgewogen werden. Aber zunächst musste man debattieren, warum überhaupt, mit welchem Inhalt und wo. Christian Meier wies darauf hin, dass vergleichbare Staaten wie England, Frankreich, USA, Österreich und Italien ein solches Museum nicht hätten: Seines Wissens kämen Museen mit dem Anspruch, »die ganze Geschichte eines Staates *musealiter* darzustellen, nur in Entwicklungsländern und Volksdemokratien vor«.²⁷ Mit vielen anderen wies er auch darauf hin, dass man früher zunächst einen Fundus gehabt und dafür dann ein Museum gegründet hätte; hier mache man es umgekehrt, denn der Museumsinhalt müsse erst Stück für Stück erworben werden. Was den Standort betraf, so entschied sich Kohl für kein altes Gebäude (etwa den Reichstag), sondern für einen Neubau, der diesem Reichstag gegenüber errichtet werden sollte. (Worauf kritisiert wurde, er käme in eine ganz unbewohnte tote Ecke). 1988 erschien ein 700seitiger Prachtband über dieses noch nicht existierende *Deutsche Historische Museum*. Ein Jahr später wurde es »vom Leben bestraft« (wie Gorbatschow gesagt hätte: oder vielleicht »belohnt«?), jedenfalls war alles wieder ganz anders. Die Geschichte musste umgeschrieben werden, der vorgesehene Platz wurde für die aktuelle Politik, für die neue Regierung gebraucht, das Zeughaus in Ostberlin wurde frei, und hier plant man seither neu, – wie es scheint, mit abnehmendem Interesse, jedenfalls unter finanziellen Kürzungen.

Welche Parallelen und welche Unterschiede zu den Wiederherstellungsbemühungen im Frankreich des 19. Jahrhunderts! Man könnte das noch ergänzen durch die so genannten »geschichtspolitischen« Themen, die seit Monaten, zum Teil Jahren, in den deutschen Medien besprochen werden: Denkmäler, Gedenkorte, Ausstellungen: Ich nenne nur das geplante Holocaust-Mahnmal (auch in der Nähe des Reichstages), die neue Geschichtsschau auf den Trümmern von Hitlers Ferienort auf dem Obersalzberg und die Wanderausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht, die v.a. durch Fotos wirkt und die nun angegriffen wird, weil manche Fotos nicht deutsche, sondern sowjetrussische Verbrechen zeigen.

Für das 20. Jahrhundert müsste nun neben Speicherung und Ausstellung auch noch auf Geschichtsschreibung als Form der Wiederherstellung von Vergangenheit eingegangen werden. Und im Sinne des Forschungsprogramms der *Österreichischen Akademie der Wissenschaften* müsste über die Konzentration auf nationalgeschichtliche Vergangenheiten hinausgegangen werden. Das kann hier nicht mehr ausgeführt werden. Es sei nur darauf hingewiesen, dass zwar zahlreiche Historiker mit Begeisterung an der vielfältigen Erweiterung der Erinnerungskultur beteiligt sind, andere aber schon fürchten, dass ihr gegenüber die geschichtswissenschaftliche Arbeit in den Schatten gerät. Historiker müssen bei ihren Rekonstruktionsversuchen nicht nur Mythen und Illusionen berücksichtigen, Traditionen beachten und Erinnerungen bewahren, sondern eben auch Tatsachen ermitteln, Tatsachenwahrheiten verwalten, Traditions- und Erinnerungskritik leisten. Das wird heute manchmal unterschätzt. Während Pierre Nora noch darüber klagte, dass die Historie die lebendige Erinnerung zerstöre, hält man nun schon für nötig, die Geschichtswissenschaft vor der Erinnerungskultur zu »retten«.²⁸

Das lassen wir dahin gestellt und möchten zum Schluss nur noch einmal hervorheben, dass Rekonstruktionen der Vergangenheit immer selektiv sein werden und auch sein müssen. Um so wichtiger ist es, daran zu denken, dass die Selektion bei Archiv, Museum, Denkmal und Geschichtsschreibung sehr verschiedenen Impulsen folgt und auch folgen muss.



Geschichtsschreibung darf sich nicht einfach den öffentlichen Ausstellungs- und Erinnerungsbedürfnissen anpassen, und Quellenspeicherung noch weniger. Alle haben je spezifische Sammlungs- und Erkenntnisziele. Sie sollten sich nur darin einig sein, dass sie sich an die historische Wahrheit – oder bescheidener gesagt: an die historische Korrektheit – gebunden fühlen.

